

**Vernetztes bürgergesellschaftliches Engagement - ein
Zukunftsmodell?**

Dr. Bernhard von Mutius

15. Januar 2005

Hauptstadtkongress Berlin

Meine sehr verehrten Damen und Herren,
Ich freue mich heute bei Ihnen in Berlin zu sein. In einer Stadt, die eine so reiche Geschichte und so viel Zukunft hat, wenn wir auf ein neues Vertrauen setzen. Davon bin ich wie meine Vorrednerin Gesine Schwan überzeugt. Und deshalb freue ich mich, mit einigen eher sozialphilosophisch geprägten Gedanken über die Zukunft der Bürgergesellschaft diesen mutigen Hauptstadtkongress unterstützen zu können.
Doch zunächst zwei knappe Vorbemerkungen. Sie werden manche von Ihnen vielleicht enttäuschen, andere aber möglicherweise beruhigen: Erstens: Ich habe zwar ständig einen Koffer in Berlin, aber ich bin kein Berliner und erst recht kein Berliner Politiker. Ich werde Ihnen also nur Anregungen aus der Außensicht des Beobachters geben können. Ich bin zudem wie Paul Valéry der Auffassung, dass man sich als Nichtmaler bei Malern entschuldigen sollte, wenn man mit Ihnen über Malerei spricht. Was ich hiermit ausdrücklich tue.

Zweitens: Ich kann Ihnen auch nicht genau sagen, wie die Zukunft aussehen wird. Und in meinen Augen ist jeder, der das versuchen würde, entweder ein Scharlatan oder ein Astrologe, was ja nicht selten auf das Gleiche hinausläuft. Worüber ich nur sprechen kann, ist die Frage, wie wir uns gedanklich auf die Zukunft einstellen und vorbereiten können. Wie wir also etwas entwickeln können, was Eckard Minx einmal „vorbeugendes Nachdenken“ genannt hat.
Nachdenken im Sinne von Joseph Beuys: „Vor der Frage:

Was können wir tun? Muß der Frage nachgegangen werden:
Wie müssen wir denken?“

Dies auch deshalb, weil es ja in der letzten Zeit bei uns nicht an unmittelbar handlungsorientierten, sicher gut gemeinten Reformversuchen gemangelt hat. Aber in unserer komplexen Realität ergeht es den politischen Akteuren mit ihren exakt geplanten Reformprogrammen oft wie Alice im Wunderland, bei ihrem wundersamen Croquet-Spiel, von dem sie sagt: „Du kannst Dir gar nicht vorstellen, wie man durcheinander kommt, wenn das ganze Spielgerät lebendig ist; mein nächstes Tor zum Beispiel läuft gerade dahinten auf dem Spielfeld herum.“ Das nächste Tor kann die nächste Arbeitsmarkt-, Steuer- oder Gesundheitsreform sein. Sie wissen wovon ich spreche.

Wie aber können wir auf dem schwankenden Boden der Komplexität handlungsfähig bleiben? Wie kann Neues entstehen, das besteht? Vielleicht in dem wir uns weniger über das „Was“ streiten und uns mehr mit dem „Wie“ beschäftigen, also ein anderes Denken und Herangehen erproben, das zunächst nach den verbindenden Mustern sucht. Vom „Was“ zum „Wie“ heißt: Es wird nicht behauptet: wir wissen genau, was das Beste für Euch ist, sondern gefragt: Wie können wir gemeinsam Bedingungen schaffen, damit es besser wird.

So verstehe ich auch diesen Hauptstadtkongresses und dessen experimentelle, für deutsche Verhältnisse eher ungewöhnliche Anlage:

Hier wird auf Selbstorganisation gesetzt und nichts von oben vorge setzt. Hier steht der Gedanke der Kooperation im Mittelpunkt und nicht der gewohnte Ressort- oder Partei-Egoismus. Hier wird die Kreativität, das schöpferische Vermögen, Neues zu wagen, betont und nicht dazu aufgefordert, anderen auf ausgetretenen Bahnen hinterher zu marschieren.

Und genau so verstehe ich auch das Thema bürger-schaftliches Engagement: Denn wird es ausreichen, den bewährten und bewundernswerten ehrenamtlichen Einsatz der vielen, die Spendenbereitschaft und das Mäzenatentum einzelner Bürger nur zu verstärken? Oder müssen wir nicht dieses Engagement zukunftsorientiert neu denken? Nämlich mit Blick auf die neuen Herausforderungen und Chancen der Wissensgesellschaft?

Nicht um den Bürger als Reparaturanstalt geht es, der als Lückenbüßer einspringt, um gravierende materielle Mängel der Vergangenheit notdürftig ausbessern zu helfen. Sondern um den Bürger als Citoyen in des Wortes bester historischer und zugleich aktueller Bedeutung: als vorausblickenden, intellektuellen und sozialen Akteur, der die Zukunft seiner Polis gemeinsam mit anderen erneuernd gestaltet.

Von diesem Verständnis ausgehend, lade ich Sie in den kommenden 25 Minuten zu einer kleinen gedanklichen Zukunftsreise ein. Dabei werde ich in drei Durchgängen bzw. Sätzen vorgehen, die gleichsam nach der klassischen Sonatenform gebildet sind:

- I. Molto vivace: Zukunftsressourcen oder: Die Bürgergesellschaft basiert auf Kreativität u. Wissens-Teilung
- II. Andante: Neues und Grenzen oder: Die Bürgergesellschaft lebt von der achtsamen grenzüberschreitenden Vernetzung
- III. Allegro: Die Bürgergesellschaft als Gemeinschaftsleistung: konkrete Ideen und Anregungen

Kommen wir zum ersten Satz: Zukunftsressourcen

Die gegenwärtige Umbruchszeit, die wir gemeinhin als Wandel von der Industriegesellschaft zur globalen Wissensgesellschaft bezeichnen, stellt uns vor ungemein schwierige Herausforderungen. Sie verweist uns aber auch – und das ist das überaus Spannende dieser Zeit – auf die Quelle, aus der wir schöpferisch schöpfen müssten, um diese zu meistern. Denn was ist das entscheidende Merkmal dieses Wandels? Nun – die Bezeichnung Wissensgesellschaft deutet es an – das Wesentliche scheint mir zu sein, dass immaterielle, also in unseren Köpfen erzeugte Ressourcen, nämlich Informationen und Wissen, Ideen und Kreativität mehr und mehr zu den wichtigsten Ressourcen der ökonomischen Wertschöpfung werden. Wir selbst werden also gleichsam „zur Ackerscholle, zum Kohleflöz oder zur Erdölquelle. Wir selbst sind der Rohstoff, der wertschöpfend verarbeitet wird“, wie es Meinhard Miegel einmal formuliert hat. Oder wie es der amerikanische Ökonom Lester C. Thurow ausdrückt: „Geistige Leistungen sind die einzige Quelle, aus der noch strategische Wettbewerbsvorteile erwachsen können.“

Einer der interessantesten Aspekte dieser Entwicklung ist die sich abzeichnende *Metamorphose unseres Vermögensbegriffes*. Dabei werden zwei, bislang getrennte Vermögensbezeichnungen, die unterschiedliches bedeuten, auf neue Weise zusammengeführt: Das Vermögen als *Fähigkeit* bzw. *Tätigkeit* und das Vermögen als in Geld schätzbares *Gut* bzw. als *Kapital*: Das, *was* wir vermögen und *wie* wir es vermögen wird *zum* Vermögen, vielleicht künftig sogar zu unserem eigentlichen Vermögen.

Das ist ein eigenartiges Vermögen, das sich auf ganz andere Weise vermehrt als das herkömmliche: Man darf es nicht wie einen Schatz horten, sondern man muss es verausgaben, weggeben, teilen. Sehen Sie: Wenn ich ein materielles Objekt – z.B. einen Geldschein oder diesen Kugelschreiber – weggebe, also verkaufe oder verschenke, dann gebe ich es tatsächlich weg. Kein Deut bleibt davon bei mir zurück. Im Unterschied dazu sind die immateriellen Produkte, das Wissen oder die Ideen, die ich von mir gebe, am Ende der Transaktion immer noch in meinem Kopf. Ich teile sie mit Ihnen, ohne dass irgendein Teil verloren geht. Im Gegenteil: Ich habe sogar mehr davon, wenn ich mein Wissen in der Kommunikation mit Ihnen teile, denn ich lerne dazu.

Was aber ist dann die wichtigste Quelle unseres künftigen Vermögens? Offenbar nicht unsere Fabriken oder Maschinen. Oder sind es die neuen IT Tools? Die sind nach kürzester Zeit als Computerschrott wertlos.

Nein, es ist das menschliche Gehirn. Das Gehirn ist das eigentliche Organ der Zukunft. Ein überaus reiches kognitives und soziales Organ, wenn man es zu nutzen versteht. Immerhin nehmen Mathematiker an, dass die Zahl der möglichen Neuronenverbindungen die Zahl der Atome im Weltall übersteigt. Ich weiß allerdings nicht, ob sich das schon überall herum gesprochen hat. Oder ob nicht nach wie vor das Diktum von Albert Einstein Gültigkeit hat: „Zwei Dinge sind unendlich. Das Universum und die menschliche Dummheit. Beim Ersten bin ich mir jedoch nicht mehr ganz sicher.“

Denn sonst würde in unseren Organisationen zumindest ebensoviel in Gehirne wie in Geräte investiert - ganz zu schweigen von den Ausgaben für Fassadenlifting, Muskelstählung und den medialen Trivialisierungsprogrammen nach dem Motto: „mehr Action, bloß keine Reflection“.

Sonst würde in diesem „Land der Ideen“, um eine Wendung von Horst Köhler aufzugreifen, beim Thema Reform nicht nur überall über Zahlen und zweifellos notwendige Programme zur Kostensenkung nachgedacht, sondern ebenso intensiv über neue Ideen: Es gäbe gleichsam einen flächen-deckenden Wettbewerb um die besten intellektuellen Zukunftsentwürfe, die den Menschen vielleicht wieder Mut und neue Hoffnung geben könnten.

Sonst würden wir neben den traditionellen materiellen Bilanzen (die ja vor allem die Aktivitäten der Vergangenheit erfassen), auch unsere immateriellen Vermögenswerte (die ja

die Potenziale der Zukunft spiegeln), in einer Bilanz - einer so genannten Intellectual Capital Bilanz - transparent und vergleichbar machen. So wie es in einigen, insbesondere skandinavischen Ländern bei vielen Unternehmen und manchen Kommunen zur Gepflogenheit zu werden beginnt. Übrigens: Wie sieht eigentlich die Intellectual Capital Bilanz von Berlin aus? Hat sich damit in der Hauptstadt schon irgendjemand beschäftigt? Ich weiß es nicht. Wissen Sie es? Das wäre doch recht interessant? Zumindest wäre es ein Anstoß, sich eingehender mit dem neuen, in unseren Köpfen steckenden Vermögen zu beschäftigen.

II. Satz Neues und Grenzen

Wie aber können wir das, was in unseren Köpfen steckt, besser und nachhaltiger als bisher ausschöpfen?

Wie schaffen wir durch Bürgerengagement ökonomische und soziale Innovationen, die wieder Wachstum ermöglichen - Wachstum unseres neuen, eben skizzierten gesellschaftlichen Vermögens?

Meine Antwort lautet: Wir sollten uns auf neue Weise mit dem Thema Grenzen beschäftigen. Denn Neues entsteht an den Grenzen und nur dort. Durch achtsame Grenzüberschreitung und gekonnte Kombination. Jeder kreative, schöpferische Akt verläuft auf diese Weise. Das zeigt zum einen die künstlerische Produktion. Sie kennen sicher das berühmte Ready-made von Picasso mit dem alten Fahrradlenker und

dem verschlissenen Fahrradsattel. Er nimmt diese ganz verschiedenen Dinge aus ihrem ursprünglichen Funktionszusammenhang heraus und kombiniert sie, fügt sie in einem neuen Kontext so zusammen, dass daraus mit einem Mal ein markanter Stierkopf wird. Diese „kombinatorische Intelligenz“, wie ich es nenne, werden wir künftig überall brauchen, wo es gilt, Neues zu entwickeln. Ganz gleich, ob es um neue Produkte, neue Dienstleistungen oder neue Arbeitsplätze geht.

Oder betrachten wir noch einmal das Gehirn. Warum ist dieses Organs eigentlich so ungeheuer leistungsfähig? Nun, nach allem, was wir bisher aus der Hirnforschung wissen, liegt das vor allem daran, dass die *Verknüpfungen wichtiger als die Teile sind*. Das Gehirn funktioniert, weil etwas zwischen den Neuronen passiert – elektrische, chemische, möglicherweise auch rhythmische Verbindungen und Vernetzungen. Das Gehirn meistert seine komplexen Aufgaben in einem konzertanten Zusammenspiel sich selbst steuernden Elemente des Nervensystems – ohne Zentralinstanz und ohne strikte Abteilungen. Seine Intelligenz und Innovationsfähigkeit liegt im „In between“.

Zu ähnlichen Erkenntnissen kommt übrigens auch die moderne soziologische Netzwerkforschung: Mark Granovetter von der Stanford University spricht in diesem Zusammenhang von den „weak ties“: Eher schwächer ausgeprägte Verbindungen wie sie für moderne Netzwerke - etwa im Silicon Valley typisch - sind, erweisen sich als besonders

förderlich für das Entstehen von Innovationen und Kreativität. Und damit sind wir genau beim logischen Kern des vorhin beschriebenen, neuen Musters der Vermehrung unseres Wissens durch Teilung.

Denn wie kann diese Wissens-Teilung funktionieren? Doch nur wenn wir aus unseren Kästchen und Ab-Teilungen, aus unseren Fach- oder Meinungsbarrieren ausbrechen und lernen, grenzüberschreitend zusammenzuarbeiten, um bislang getrenntes neu zu kombinieren. Wir müssen also ein *anderes Verhalten* einüben. Ein Verhalten, das man uns bislang weder auf der Schule noch in anderen öffentlichen Anstalten beigebracht hat.

Und nach meiner Einschätzung ist dies letztlich auch der entscheidende Punkt, warum wir in Deutschland im Vergleich zu anderen Ländern auf dem Weg in die Wissensgesellschaft bislang so weit zurückgeblieben sind.

Wir haben das Thema Grenzüberschreitung bislang nicht professionalisiert. Wir sind allenfalls „Grenzamateure“.

Zumeist aber sind wir Deutschen Meister der Grenzziehung, der Begrenzung und Abgrenzung. Wir errichten überall Zäune, hinter der wir unsere kleinen Schrebergärten kultivieren können. Und das entsprechende Verhalten kultivieren wir gleich mit. Und zwar vom Kindergarten bis zum Bundestag: Dies ist mein Förmchen, dies ist dein Förmchen; das ist mein Standpunkt und das ist Ihr Standpunkt. Ich könnte davon ein mehrstrophiges Lied singen. Quer durch alle Fakultäten, Professionen und Institutionen.

Gleichsam als Kontrastprogramm dazu hatte ich vor kurzem das Vergnügen, an einer Studienreise nach Dänemark und Schweden teilzunehmen. Hier habe ich erfahren dürfen, was Offenheit heißt. Wie hier selbstverständlich über alle Grenzen hinweg Leute aus unterschiedlichen Professionen, Firmen und Ministerien zusammenkommen, um in eigens eingerichteten InnovationLabs oder FutureLabs gemeinsam und transparent neue Lösungen nicht nur für ihre eigene Organisation, sondern auch für Ihre Region zu entwickeln. In Dänemark gibt es beispielsweise ein Netzwerk, in dem sich führende Unternehmer und Politiker zusammengeschlossen haben. Zum einen um gemeinsam zu studieren (ja, wieder studieren; sie haben richtig gehört), nämlich an den besten internationalen Universitäten wie Harvard oder Insead Trainingsprogramme über „Leadership“ und „Knowledge Society“ zu absolvieren. Zum anderen, um neue Ideen zu generieren und unbürokratisch zu realisieren. Beispielsweise die Idee, dass Unternehmer 3 Arbeitstage unentgeltlich zur Verfügung stellen, um Zukunftsprojekte für das Land zu entwickeln. Bedingung: Die Regierung sollte sich verpflichten, jedes der dort entwickelten Projekte durch ein Ministerium betreuen zu lassen. Ein Anruf beim Wirtschaftsminister genügte, um dafür die Zusage zu erhalten.

Warum geht so etwas in Dänemark und warum erscheint so etwas bei uns undenkbar? Liegt es nur an der unterschiedlichen Größe der Länder? Oder liegt es nicht in erster Linie an einer unterschiedlichen Einstellung und Denkhaltung des

Führungspersonals in beiden Ländern. Während das „Crossing borders“ dort schon Programm ist, erscheint es hier noch als Sakrileg. „Mit Ihnen teilt meine Ente die Wanne nicht, Herr Müller-Lüdenscheid.“

Netzwerke haben aber noch eine andere wichtige Funktion: Sie schaffen ein Feld, in dem sich das Neue entwickeln kann. Neues braucht nämlich nach seiner Entstehung – das ist das Paradox – in gewissen Hinsicht wieder Grenzen, geschützte Räume, um zu bestehen. Heute sind das vor allem immaterielle Grenzziehungen – nämlich klar definierte Spielregeln und gelebte Werte wie Integrität, Transparenz, gegenseitigen Respekt, Achtung vor dem Anderen und seinem Arbeitsgebiet. Werte, die übrigens auch dafür sorgen, dass die Grenzüberschreitung nicht missverstanden oder gar missbraucht wird als Kungelei zur verdeckten Bereicherung. Klammer auf: Ich sage das auch deshalb, weil hierzulande mancher Netzwerke mit Seilschaften verwechselt. Aber moderne Netzwerke sind vom Prinzip her offene, transparente Gebilde. Im Unterschied zu den alten Seilschaften und Sippschaften, auf die das Wort von Karl Kraus zutrifft: „Das Wort Familienbande hat einen Beigeschmack von Wahrheit“. Klammer zu. Das heißt: achtsam grenzüberschreitende, durch Werte verbundene Netzwerke und Kooperationen schaffen nicht nur Neues, sondern bauen auch Brücken, vor allem Brücken des Vertrauens zwischen den Menschen. Sie ermöglichen nicht

nur die Bildung von intellektuellem Kapital, sondern zugleich auch von sozialem oder Vertrauenskapital. Und Vertrauen wird - wie wir überall spüren und wie Gesine Schwan es eben noch einmal verdeutlicht hat - zur vielleicht wichtigsten Ressource einer wissensbasierten Gesellschaft.

Deshalb schlage ich vor, dass wir uns alle zusätzlich zu unserer eigenen Profession eine neue Berufsbezeichnung zulegen, die des Brückenbauers. Sie sollte ab sofort auf unseren Visitenkarten stehen.

III. Satz: Gemeinschaftsleistungen gestalten

Wie aber können wir Bedingungen schaffen, dass dieses neue Vertrauen wächst? Und wie können wir dabei die Widerstände überwinden, die ganz sicher von denen zu erwarten sind, die sich in ihre alten Meinungsfestungen eingegraben haben? - Von denen sich sagen ließe, dass sie ja in der Vergangenheit nie im Zweifel, aber meist im Irrtum waren? Nun, das Wichtigste scheint mir zunächst zu sein, dass wir uns im Unterschied dazu als Lernende begreifen: als lernende Bürger, einer lernenden Community, in einer lernenden Nation. Im Sinne der sich überall neu herausbildenden, interdisziplinären „anderen Intelligenz“, die ich – erlauben Sie mir an dieser Stelle einen kleinen Literaturtip in eigener Sache – in der gleichnamigen, bei Klett-Cotta erschienen Publikation ausführlicher beschrieben habe. Eine Intelligenz, die wechselseitig lernt, indem sie den

anderen und das Andere wieder in die eigenen Überlegungen einbezieht.

So könnten wir insbesondere eine Fähigkeit neu einüben, auf die es in Zukunft immer mehr ankommt, an der es aber in der Gegenwart weithin mangelt: die Fähigkeit - ohne Verlust von Individualität und Pluralität - Gemeinschaftsleistungen zu gestalten. In Anlehnung an den Handlungsbegriff von Hanna Arendt: „Handeln ist ein wir, kein ich.“

Gemeinschaftsleistungen zu gestalten, hieße, Anschlüsse herzustellen zwischen dem Verschiedenen und bislang Getrennten, um – wie beim Jamming eines Jazz-Ensembles – eine neue, vielstimmige Stimmigkeit zu erreichen: Einen anderen Klang, den man heraushört aus dem allgemeinen Geräusch einer zerstreuten Medienöffentlichkeit. Damit sich - um es in der Kategorie der theoretischen Physik auszudrücken - so etwas wie einen „Attraktor“ bildet, der andere anzieht und zum Schwingen bringt. - „Rhythm is it“

Was wäre also, wenn die verschiedenen Bürger-Netzwerke diesen Kongress als Auftakt für ein kontinuierliches Zusammenspiel verstehen und nun häufiger derartige Jamsessions veranstalten würden?

Dann könnte von diesem Kongress – trotz oder gerade wegen seines experimentellen Charakters – ein Signal ausgehen. Das Signal einer Kongressbewegung im neuen, aber zugleich ursprünglichen Wortsinn: eine Bewegung, die „kongressiv“ ist, die also die besten, progressiven und

konservativen Köpfe dieser Stadt zusammenführt - um ihrer Zukunft willen.

Dazu zum Schluss gleichsam in short cuts drei Anregungen:

Die erste habe ich bereits in einem anderen Kontext formuliert, nämlich als Vision für das große deutsche Corporate Citizenship Netzwerk Unternehmen: Partner der Jugend (UPJ). In diesem Netzwerk haben sich Vertreter von sozialen Einrichtungen und Kommunen mit namhaften Unternehmen wie BMW, Betapharm, Veolia Water, Herlitz oder KPMG zusammengeschlossen, um bundesweit nachhaltige soziale Kooperationsprojekte auf den Weg zu bringen. Die Vision heißt: Bis zum Jahre 2010 hat jedes 2. Unternehmen, ob groß oder klein, jedes Anwalts- oder Architekturbüro, jeder Selbständige oder Freiberufler in Deutschland einen Kooperationspartner im sozialen oder kulturellen bzw. künstlerischen Bereich. Einen Partner, mit dem eine längerfristige Zusammenarbeit vereinbart wird: zum wechselseitigen Nutzen, zum wechselseitigen Lernen und zum Aufbau neuer, überlebens-notwendiger, transversaler Strukturen der Zivilgesellschaft. Um beispielsweise in der Jugendarbeit, in der Ausbildung, bei der medizinischen Vorsorge oder bei Existenzgründungen innovative Lösungen zu entwickeln. Wäre dies nicht ein Weg zur Überwindung der sozialen Spaltung, des größten Problems dieser Zeit? Ein Weg des sinnstiftenden bürgerschaftlichen Engagements, auf dem Berlin den Vorreiter spielen könnte? Eine Stadt, die aus

historischer Erfahrung weiß, was es heißt, Grenzen niederzureißen?

Zweitens: Wenn wir dieses Modell kreativ weiter denken, kommen wir zu einer übergreifenden programmatischen Idee, die ich „Eins plus“ nenne.

Eins plus heißt: Auf jeden einzelnen kommt es an - jedoch plus mindestens einem weiteren Partner aus einem anderen Ressort, einer anderen Organisation und – gerade in einer alternden Gesellschaft – einer anderen Generation. So würde durch Kombination aus Addition Multiplikation.

Eins plus heißt weiter: Jeder, der es sich leisten kann, investiert eine Stunde in der Woche oder einen Tag im Quartal zusätzlich für Projekte im Gemeinwesen. Und zwar auf freiwilliger Basis, nicht von oben verordnet. Und wenn diese „Eins plus Initiative“ von den Medien – ausnahmsweise auch einmal von den Boulevardmedien – positiv aufgegriffen, unterstützt und durch einigernassen regelmäßig erscheinende Rubriken transparent gemacht werden sollte – würde das nicht manche zusätzlich anregen, sich dieser Initiative anzuschließen? Eins plus heißt schließlich im übertragenen Sinne, die vorhandenen reichen intellektuellen und sozialen Ressourcen der Stadt so zu bündeln, dass ihre Leistungsfähigkeit gesteigert wird und irgendwann eine „Eins plus“ unter dem Zeugnis steht, das ihr ausgestellt wird. Eins plus also, damit Berlin genau so wird.

Drittens: Und wäre es dann nicht verkehrt, wenn sich die Stadt gleichsam leitmotivisch zu dem bekennen würde, was sie als Potenzial in sich birgt und was sie aus diesem Potenzial machen möchte? Nämlich als „Stadt der Ideen“, als „Hauptstadt der Wissensgesellschaft“, als „Metropole der Kreativität“? Wäre ein solches „Leit-Bild“ nicht ein Ansporn für viele Bürger, die an die Zukunft ihrer Stadt glauben?

Ich danke für Ihre Aufmerksamkeit.

Dr. Bernhard von Mutius

Am Dachsberg 21 - 60435 Frankfurt am Main

T. 069/5482510 - F.069/5482522

bernhard@vonmutius.de - www.vonmutius.de